



## Forschungsethik in der Psychologie

### Video Transkript

#### Teflonpfanne, Francis Bacon und die Bedeutung der Forschung

[Jens Gaab]: Wenn wir über die Forschungsethik sprechen, müssen wir zuerst über Forschung sprechen. Deswegen hier die einfache Frage: Warum Forschung?

In meiner Kindheit waren Teflonpfannen eine Neuheit. Bei jeder Verwendung wurde darauf hingewiesen, dass sie eine Konsequenz der Raumfahrt seien. Entsprechend: Ohne Raumfahrt keine Teflonpfanne! Was können wir in Bezug auf die Forschung hier sagen? Ohne Forschung kein Smartphone, kein Internet, keine wirksamen Medikamente, keinen Strom aus der Steckdose - ich glaube, wir könnten diese Liste endlos weiterführen. Aber gibt es Forschung nur, weil man am Ende etwas in der Hand hält, dass man mit Strom aufladen kann und mit dem man im Internet Dinge bestellen kann? Ich glaube diese Perspektive, die bloss auf die Konsequenz fokussiert, greift zu kurz.

Natürlich gibt es Forschung, die einen bestimmten Zweck hat. Forschung hat auch eine Wirkung. Aber die Forschung in all ihrer Vielfalt ist genau so wenig zweckgebunden, wie es die Raumfahrt auch nicht zum Ziel hatte, dass wir heute ein Spiegelei ohne Probleme braten können.

Warum also Forschung? Um die Frage zu beantworten, müssen wir etwas weiter ausholen und zu den Anfängen der Forschung gehen. Für mich steht hier der monumentale Satz von Francis Bacon: Wissen ist Macht! Bacon wurde 1561 in London geboren, wo er mit 65 Jahren starb. Er war Philosoph, Jurist und Politiker. Er war auch ein Wegbereiter des Empirismus.

Empirismus ist ein erkenntnistheoretischer Ansatz. Er geht davon aus, dass wir die wahre Natur der Dinge nur erkennen können, wenn wir dazu die Sinneserfahrung einsetzen. Wissen gewinnen wir also durch Beobachtung und Experiment.

Diese Position widerspricht der Position des Rationalismus, wonach Wissen aus reiner Vernunft, also aufgrund von reinem Denken möglich ist. Im Rationalismus ist dieses Denken sogar die primäre oder ausschließliche Erkenntnisquelle.

Descartes fasst diese Überzeugung im Satz «Ich denke, also bin ich». Der Rationalist deduziert, das heisst, er leitet aus seiner Theorie die Erklärung des Einzelfalls ab und erläutert so die Realität. Shakespeares «Hamlet» führt die Ableitung des Wissens aus reiner Vernunft in vielen Szenen vor.

Francis Bacon definierte Wissen anders. Er sagte "Wissen ist Macht" und ging mit seinem Empirismus davon aus, dass es Grundsätze und Prinzipien – wir würden das wohl Theorien nennen – braucht, um das Zusammenspiel von Ursache und Wirkung zu ergründen. Diese Theorien sollten aus Beobachtung und Experiment induktiv abgeleitet, überprüft und auch geändert werden. Bacon drückte das folgendermassen aus „So geht es abwechselnd bergauf und bergab von den Grundsätzen zum Tun und vom Tun zu den Grundsätzen." Entsprechend leitet der Empiriker induktiv eine Theorie aus seinen Beobachtungen und Experimenten ab. Bacon hat dabei vier wichtige Erkenntnisse formuliert, die unsere Forschung heute noch prägen:

Erstens: Wenn wir Theorien induktiv aus Beobachtungen und Experimenten herleiten, bedeutet dies nicht, dass die Herleitung die Theorien bestätigen kann. Wissenschaftliche Theorien können also nicht verifiziert, sondern nur falsifiziert werden. Karl Raimund Popper hat das 350 Jahre später mit Schwänen ausgedrückt: Aus der Beobachtung, dass die meisten Schwäne weiss sind, kann man nicht ableiten, dass Schwäne weiss sind. Schon ein einziger schwarzer Schwan reicht aus, um die Theorie zu falsifizieren.



Zweitens lehnte er die damals vorherrschende Meinung ab, dass alles Wissen schon bereits in der Bibel vorgegeben sei. Er ging vielmehr davon aus, dass menschliches Wissen kumulativ ist. Das beschreibt ein zentrales Motiv, das unsere Forschung bis heute bestimmt. Es geht darum, nach immer mehr Wissen zu streben und dieses Wissen kontinuierlich zu überprüfen und zu verfeinern. Dieses Vorgehen garantiert Fortschritt. Drittens war Bacon der Auffassung, dass alles «Nicht-Empirische» von Schlussfolgerungen ausgeschlossen sein sollte. Das heisst: alles, was nicht auf Beobachtung und Experiment, sondern auf Glauben, Annahmen oder Überzeugungen zurückgreift, kann nicht der Wissensbildung dienen.

Entsprechend und viertens war er überzeugt, dass wissenschaftliche Beobachtungen und Experimente wiederholbar sein müssen. Intuition und Analogien waren für ihn nicht als Methoden zur Wissenserlangung geeignet.

Dieser Empirismus als Grundlage der Forschung war also nicht nur Mittel zum Zweck, sondern eine erkenntnistheoretische Revolution. Sie stellte die bisherigen Ansätze, wie man zur Wahrheit und zu Wissen gelangt, radikal auf den Kopf. Vorher leitete man die Erklärung der Welt deduktiv aus bestimmten Annahmen ab – zum Beispiel «Krankheit ist die Strafe Gottes für Sünde». Nun galt es, aus der Beobachtung induktiv Theorien abzuleiten und diese fortwährend zu überprüfen und zu verfeinern.

Die Befreiung von der Hegemonie einer vorgegebenen sogenannten Wahrheit war revolutionär und eine Bedingung für die Menschheitsepoche, die wir heute Aufklärung nennen. Sie ist die Grundlage für den Fortschritt, aus dem wir heute Nutzen ziehen – sei dies in Politik, Gesellschaft, Medizin, Naturwissenschaften, Philosophie oder in den Künsten.

Aber der Ansatz ist heute genauso wichtig wie zu Zeiten Francis Bacons. Wir stehen vor grossen Problemen, deren Ursachen und Effekte wir verstehen müssen, damit wir bestehen können. Die Wahrheit ist heute Gegenstand von Deutung, Manipulation und populistischen Abkürzungen und wir sind verwöhnt von allzeit verfügbarem Nicht- oder Unwissen. Entsprechend sollten die Grundsätze Bacons unser Denken und Handeln als Forschende prägen. Wir machen Forschung, nicht um etwas zu erreichen, sondern um etwas zu wissen, denn Wissen ist Macht.

Ich möchte die Bedeutung dieser Haltung auf einen Handlungsbereich der Psychologie beziehen, der vielleicht gar nicht so mit der Forschung in Verbindung gebracht wird. Ich rede von der Psychotherapie. Ich bin Psychotherapeut und vertrete diesen Bereich auch an der Fakultät für Psychologie in Lehre, Forschung, im Zentrum für Psychotherapie sowie in verschiedenen postgradualen Psychotherapieweiterbildungen. Und auch wenn das oft so dargestellt wird: Es geht in der Psychotherapie weder darum, dem Gegenüber mit Methoden und Techniken zu helfen noch ihm den Weg zu einem besseren Leben zu zeigen. Nein, es geht auch hier darum, mit der Klientin, mit dem Klienten gemeinsam Erfahrungen zu machen, d.h. zu beobachten, Neues auszuprobieren und so induktiv zu einem individuellen Verständnis zu kommen.

Es geht also nicht darum, aus einer Theorie deduktiv auf den Einzelfall zu schliessen. Therapeutin oder Therapeut auf der einen Seite und Klientin respektive Klient auf der anderen Seite schaffen vielmehr eine gemeinsame Erfahrung. Dies ist die Realität, aus der man gemeinsam ein Verständnis ableitet, um dieses Verständnis stetig an der gemeinsamen Erfahrung zu überprüfen und zu verfeinern. Dadurch entsteht Wissen. Und Wissen ist Macht.